

# Vier Gutachter, ein Kronprinz und die nationale Diktatur

Zur Debatte um die Hohenzollern und ihre Beteiligung am Aufstieg des Nationalsozialismus

Von Ulrich Herbert

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Besitztümer des preußischen Adels im Machtbereich der sowjetischen Besatzungsmacht enteignet. Im Jahre 1990, nach der Wiedervereinigung, kam daher die Frage auf, ob die Bundesrepublik mit den Enteignungen durch die Sowjetunion ebenso verfahren sollte wie mit den Enteignungen von Privatbesitz durch die DDR-Regierung seit 1949 – nämlich mit der Rückgabe an die ursprünglichen Eigentümer. Im Einigungsvertrag von 1990 wurden die Enteignungen durch die sowjetische Besatzungsmacht jedoch als rechtsgültig anerkannt; allerdings wurden den Erben Entschädigungen in Aussicht gestellt. 1994 wurde eine solche Entschädigung im Ausgleichleistungsgesetz an die Voraussetzung gebunden, dass die Antragsteller nicht „dem nationalsozialistischen oder dem kommunistischen System erheblichen Vorschub geleistet“ hätten.

Dieser Passus wurde zum Kernpunkt einer langen politischen und juristischen Auseinandersetzung, als auch das „Haus“ Hohenzollern vor einigen Jahren die Rückgabe zahlreicher einstiger Besitztümer, darunter mehrere Schlösser, von der Bundesrepublik beziehungsweise den betroffenen Bundesländern verlangte. Es ging dabei um die Frage, ob die Angehörigen der Familie Hohenzollern, vor allem die Söhne des einstigen Kaisers Wilhelm II. und im Besonderen der einstmalige „Kronprinz“ Wilhelm, in den Jahren vor und nach 1933 den Nationalsozialisten erheblichen Vorschub geleistet hätten.

Um diese Frage zu klären, beauftragte der derzeitige Sprecher der Familie Hohenzollern, Georg Friedrich Prinz von Preußen, den Historiker Christopher Clark von der Universität Cambridge mit einem Gutachten. Zweifellos, so Clark in seinem knappen Statement, habe der einstige Kronprinz Wilhelm bei zahlreichen Gelegenheiten seine Sympathie und Unterstützung für Hitler und die Nationalsozialisten zum Ausdruck gebracht. So habe er bei der Reichspräsidentenwahl im April 1932 in einer öffentlichen Stellungnahme erklärt, er werde, da er eine geschlossene nationale Front für unbedingt notwendig halte, im zweiten Wahlgang Adolf Hitler wählen. Im gleichen Monat habe er Reichswehrminister Groener aufgefordert, das kurz zuvor erlassene Verbot von SA und SS aufzuheben, denn diese Einheiten stellten „ein wertvolles menschliches und militärisches Potenzial“ dar, das man im Falle einer zukünftigen militärischen Auseinandersetzung mit Polen dringend brauchen werde.

Clark führte noch eine Reihe weiterer Argumente dafür an, dass Wilhelm den

Nationalsozialisten nahestand. Dies alles, so Clark, bestätige, „dass Kronprinz Wilhelm ein Mann von reaktionärer Gesinnung und zur Zusammenarbeit mit Rechtsextremen bereit war, ein Mann am rechten Rand des politischen Spektrums“. Allerdings seien seine politischen Interventionen zum einen wenig erfolgreich gewesen, zum anderen sei es ihm vor allem um eigene Interessen gegangen. „Von den realen Intrigen, die den Weg für die Bildung einer Regierung Hitler ebneten, war er weit entrückt.“ Wilhelm, so erklärte Clark auch später in Interviews, sei als Person wie als Politiker zu unbedeutend gewesen, als dass er den Nationalsozialisten „erheblichen Vorschub“ hätte leisten können.

Nach diesem Gutachten, das den Anspruch der Hohenzollern auf Rückgabe im Effekt bestätigte, beauftragte die staatliche Seite ihrerseits zwei Historiker als Gutachter, den Preußen-Spezialisten Peter Brandt (Hagen) und den in Edinburgh lehrenden Stephan Malinowski, der das einschlägige Buch zum Verhältnis des deutschen Adels zum Nationalsozialismus geschrieben hat.

Beide bestätigten unabhängig voneinander die von Clark gesammelten Interventionen Wilhelms zugunsten der Nationalsozialisten, fügten ihnen aber eine lange Reihe weiterer belastender Fakten hinzu. So arbeiteten sie die Zustimmung, ja Begeisterung Wilhelms für den italienischen Faschismus heraus. „Der Faschismus sei eine fabelhafte Einrichtung“, hatte Wilhelm schon 1928 geschrieben: „Sozialismus, Kommunismus, Demokratie und Freimaurerei ausgerottet und zwar mit Stumpf und Stil (!); eine geniale Brutalität hat dies zuwege gebracht.“ Diese Bewunderung für Mussolinis Faschismus findet sich bei Wilhelm häufig; die hier gefundene Verbindung von nationaler Diktatur und Königtum diene ihm fortan wohl als Idealbild, auch für eigene Ambitionen.

Im März 1932 überlegte er, bei der Wahl zum Reichspräsidenten selbst anzutreten, um auf diese Weise womöglich die Monarchie wiederherstellen zu können, und suchte dabei die Unterstützung der NSDAP. Als diese ausblieb, sprach er sich anschließend für Hitler – und gegen Hindenburg – aus. An seiner Entschlossenheit, gegen die politische Linke mit allen Mitteln vorzugehen, ließ er keinen Zweifel. Wenige Wochen später ermunterte er Hindenburg und Schleicher in einem Schreiben, „nicht zu ‚anständig‘ zu sein und politische Gegner mit ‚rücksichtsloser Energie‘ zu verfolgen“. Dazu müssten „mal eine Anzahl Kommunisten aufs Pflaster gelegt“ werden.

Dabei war es das vorrangige Ziel des einstigen Kronprinzen, die nationale Rechte insgesamt unter Einschluss der Nationalsozialisten an die Macht zu bringen.



Wilhelm von Preußen (rechts) mit Hermann Göring im Februar 1933

Foto AGK

In einem Schreiben bat er Hitler nachdrücklich, seine „herrliche nationale Bewegung hinein in fruchtbringende Arbeit“ zu führen und die Regierung von Papen stärker zu unterstützen, statt weiterhin in der Opposition zu stehen.

Auch nach der Machtübernahme Hitlers zeigte sich Wilhelm in der Öffentlichkeit ganz auf Seiten des neuen Regimes. So nahm er als Vertreter des Hauses Hohenzollern am „Tag von Potsdam“ neben Hitler und Hindenburg teil, an dem die Vereinigung von neuem Regime und preußischer Tradition inszeniert wurde. Wie er zu den ersten Maßnahmen des NS-Regimes stand, machte er in Interviews sowie in zahlreichen Briefen auch an Bekannte im Ausland deutlich, so in einem Schreiben an eine amerikanische Freundin, in dem er die Verfolgung von Juden in den ersten Wochen nach der „Machtergreifung“ Hitlers gegen „anti-deutsche Greuelpropaganda“ in den Vereinigten Staaten verteidigte. Im deutschen Volk, so formulierte er, habe sich nach der Revolution von 1918 eine „ungeheure Wut angestapelt“. Nach der Revolution hätten vor allem die Juden sich in Ministerien und Staatsstellungen breitgemacht, außerdem in allen anderen Berufen, Ärzteschaft, Richterstand, Kunst und Wissenschaft die Christen verdrängt. „So wirst Du Dich nicht wundern können, wenn

jetzt, wo es endlich gelungen ist, dass unsere nationalen Kreise den Sieg errungen haben und an die Macht gekommen sind, bei der die riesige Volksbewegung der nationalsozialistischen Partei die Hauptarbeit geleistet hat und diese Regierung nunmehr als Reichskanzler den genialen Führer Adolf Hitler hat, eine ausserordentliche Reaktion gegen die gesamte Misswirtschaft im Staat einsetzt.“ Dass es dabei zu „gewissen Aufräumarbeiten“ auch zu Übertreibungen komme, sei unvermeidlich. Aber letztlich führe Deutschland den „Kampf gegen den Kommunismus... ja auch für die ganze Welt“.

Brandts Fazit: Wilhelms politisches Weltbild sei durch eine „rechtsextreme Tendenz neuer Qualität“ gekennzeichnet, die zuerst „im italienischen Faschismus und dann im deutschen Nationalsozialismus einen realen Bezugspunkt“ gefunden habe. Entscheidend für die Frage, ob er dem NS-Regime Vorschub geleistet habe, sei aber, dass der „Kronprinz“ angesichts der nach wie vor starken Anhängerschaft der Monarchie in Deutschland mit seiner positiven Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus eine erhebliche Breitenwirkung besessen habe. Er habe auf diese Weise „stetig und in erheblichem Maß zum Übergang der Macht an die NSDAP und zu deren Festigung beigetragen“.

Auch Malinowski kam in seinem Gutachten zu diesem Schluss. Die spezifischen

Leistungen Wilhelms sah er vor allem in der „kommunikativen und repräsentativen Unterstützung bei der Herstellung und Festigung des NS-Regimes, in stetigen Propagandainitiativen für das NS-Regime im In- und Ausland sowie im stetigen Einsatz der dem preußischen Thronwärter zur Verfügung stehenden symbolpolitischen Ressourcen im Dienst des Nationalsozialismus“.

Mit diesen Gutachten war die These Clarks, wonach der „Kronprinz“ zu unbedeutend gewesen sei, um bei der Etablierung des NS-Systems eine wichtige Rolle zu spielen, schwer aufrechtzuerhalten. Der vierte Gutachter, der nun wiederum von Georg Friedrich Prinz von Preußen beauftragt wurde, der Stuttgarter Neuzeithistoriker und Hindenburg-Biograph Wolfgang Pyta, stand daher vor einer schwierigen Aufgabe. Die von Malinowski und Brandt vorgetragene Fakten waren zu eindeutig, als dass er sich auf die Linie Clarks zurückziehen konnte. Er drehte die Argumentation daher flugs um und erklärte, dass all die Handlungen und Haltungen Wilhelms, die ja als solche nicht zu bestreiten waren, in Wirklichkeit auf raffinierte Weise dazu gedient hätten, die Machtübernahme Hitlers zu verhindern.

Pytas Ausgangspunkt ist dabei die Behauptung, nach dem Sturz Brünnings 1932 habe es keine Aussichten mehr auf eine Wiederherstellung der Demokratie gegeben. Es sei in dieser Phase nur noch darauf angekommen, möglichst phantasievolle Wege zu finden, Hitler und die Nazis von der Macht fernzuhalten. In der Tat mussten die traditionellen Rechtsparteien und die alten Eliten seit etwa 1930 befürchten, von der aufstrebenden NS-Bewegung an die Seite gedrückt zu werden. Im Ziel der Beseitigung von Demokratie, Parlamentarismus, Parteien und Arbeiterbewegung waren sie sich einig. Wer aber die dann zu bildende Rechtsregierung tragen sollte, war noch unentschieden. Ohne die NS-Bewegung war ein solches Regime nicht tragfähig, das zeigte die parlamentarisch nicht gestützte Regierung von Papen sehr rasch. Eine Alleinregierung der Nationalsozialisten, wie Hitler sie seit dem Sommer 1932 avisierte, mussten Deutschnationale und Rechtskonservative aber fürchten, weil sie dadurch ihren Einfluss verlieren und womöglich ganz ausgebootet werden würden.

Der Versuch des Reichswehrgenerals Schleicher, die NS-Bewegung zu spalten, um mit den Rechtsparteien und einem Teil der NSDAP ohne Hitler zu regieren, scheiterte nach wenigen Wochen. Da sich aber Anfang 1933 die Aussichten auf eine baldige Erholung der Wirtschaft zu verdichten begannen, drohte bei einem neuerlichen Wahlgang ein Wiedererstarken der SPD und die Restabilisierung der Republik. So blieb den traditionellen Rechtskräften als letzte Option eine „nationale“ Regierung mit Hitler als Reichskanzler, „eingeraht“ von Vertretern der alten Rechten – mit dem bekannten Ergebnis.

In diese Konstellation baut Pyta nun die Figur Wilhelms ein. Der „Kronprinz“ habe nämlich alles, was er tat, getan, um eine Alleinherrschaft Hitlers zu verhindern. So sei auch seine Bereitschaft zu erklären, 1932 als Reichspräsident zu kandidieren – mit dem Hintergedanken, auf diese Weise die Republik zu suspendieren und die Monarchie zu reetablieren.

Dieses kurze Spiel mit einer Kandidatur zum Reichspräsidenten ist in der Forschung bislang überwiegend als eher lächerliche Episode eines vom Drang zur Selbstdarstellung geprägten Mannes gesehen worden.

Wilhelm war in der Öffentlichkeit ausgesprochen unbeliebt, seine Chancen, gewählt zu werden, waren gering. Pyta macht daraus jedoch den historisch überaus bedeutsamen Versuch Wilhelms, mit Unterstützung Schleichers und Brünnings zu kandidieren, um Hitler als Reichspräsidenten zu verhindern.

Fortsetzung auf Seite 13



## Er war's doch

Von Hubert Spiegel

Goethe hat mal wieder Glück gehabt. Bislang hat noch niemand angezweifelt, dass Goethes Werke wirklich Goethes Werke sind. Die Weimarer Sophien-Ausgabe? Einhundertdreißig Bände und alle brav von ihm selbst geschrieben. Bei Shakespeare sieht die Sache schon anders aus. Hat der überhaupt gelebt? Und was ist mit Molière, dem windigen Franzosen? Nur ein Jahr, nachdem der französische Literaturwissenschaftler Abel Lefranc Shakespeares Identität in Zweifel gezogen hatte („Unter der Maske Shakespeares“, 1918), zog der Schriftsteller Pierre Louÿs nach und stellte 1919 die These auf, Molières geniale Dramen stammten allesamt von seinem älteren Kollegen Corneille. Seitdem liegt auf Frankreichs größtem Nationaldichter ein kleiner böser Schatten, der nie wieder ganz vergehen wollte: „Molière ist ein Meisterwerk von Corneille“. Aus einem Register weiß man, welche Stücke Molières Truppe aufführte und dass Molière, der oft als Regisseur und Hauptdarsteller agierte, bis zu drei Aufführungen am Tag bestritt. Als Direktor seiner Truppe hatte er zahlreiche andere Pflichten und musste überdies König Ludwig XIV. bei Laune halten. Woher also hat der Vielbeschäftigte die Zeit genommen, die auch das Genie benötigt, um ein Meisterwerk zu Papier zu bringen? Die Anti-Moliéristen haben noch weitere Trümpfe im Häretiker-Armel: Zum einen ist kein einziges Manuskript von Molières Hand überliefert, zum anderen sind gewisse Stilähnlichkeiten mit Stücken Corneilles kaum zu leugnen, außerdem war er wohl nicht gebildet genug. Aber so leicht lässt sich ein Genie nicht an die Indizienkette legen. Wie Maulwürfe im heiligen Erdbreich der französischen Dichtung hockten die Anti-Moliéristen das trübe zwanzigste Jahrhundert über in ihren Gängen und Höhlen, liebten nur ab und vorsichtig ihre frechen Schnauzen blicken und warteten geduldig auf die Morgenröte der digitalen Revolution. Und tatsächlich, seit dem Jahr 2001 rückt die Computerphilologie mit ihren quantitativen Verfahren Molière auf den Dramatikerperle. Damals glaubten zwei Linguisten aus Grenoble mittels eines lexikometrischen Verfahrens Corneilles Urheberschaft bewiesen zu haben, indem sie die intertextuelle Distanz zwischen zweieinunddreißig Stücken von Molière und vierunddreißig Stücken von Corneille bestimmten. Sie lag genau bei 0,234. Wir Wortklaubern wissen, was diese Zahl bedeutet! Jetzt haben Molières Anhänger zu rückgeschlagen. Wie die Fachzeitschrift „Science“ berichtet, glauben zwei Linguisten aus Paris mittels eines feinsinnig erweiterten lexikometrischen Verfahrens Molières Urheberschaft an seinen Stücken bewiesen zu haben. Genaue Zahlen liegen uns leider noch nicht vor. Aber sehr wahrscheinlich sind sie erdrückend. Maulwürfe, zurück in eure Höhlen!

## Zur Diagnose der Gegenwart

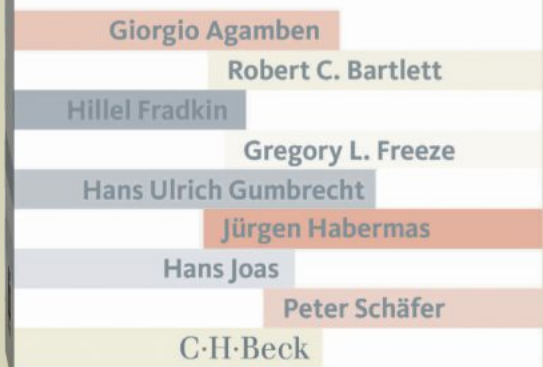
International renommierte Wissenschaftler erörtern drängende Fragen unserer Zeit.



Edition der  
Carl Friedrich von Siemens  
Stiftung

Mit Beiträgen von  
Giorgio Agamben  
Robert C. Bartlett  
Hillel Fradkin  
Gregory L. Freeze  
Friedrich Wilhelm Graf  
Hans U. Gumbrecht  
Jürgen Habermas  
Hans Joas  
Heinrich Meier  
Peter Schäfer

Friedrich Wilhelm Graf  
Heinrich Meier (Hg.)  
**POLITIK und  
RELIGION**  
Zur Diagnose  
der Gegenwart



315 Seiten, Klappenbroschur € 14,95 ISBN 978-3-406-71482-2

Mit Beiträgen von  
Sabino Cassese  
Dan Diner  
Horst Dreier  
Egon Flaig  
Friedrich Wilhelm Graf  
Heinrich Meier  
Herfried Münkler  
Dietrich Murswiek  
Thomas L. Pangle  
Peter Sloterdijk



364 Seiten, Klappenbroschur € 14,95 ISBN 978-3-406-72614-9

C.H.BECK  
WWW.CHBECK.DE



Fortsetzung von Seite 11

## Kronprinz und Diktatur

Eine kühne These, die aber schon deswegen wenig überzeugend ist, weil sich Schleicher prompt von den Ambitionen Wilhelms öffentlich distanzierte. Vor allem aber machte Wilhelm deutlich, dass er im Falle seiner Wahl zum Reichspräsidenten als Reichskanzler – Adolf Hitler einsetzen werde. Kaum waren dann Wilhelms Kandidaturphantasien zerplatzt, warb er beim zweiten Wahlgang sogleich explizit und öffentlich für Hitler als Reichspräsidenten. Aber auch für diese jähe Wende hat der Gutachter Pyta eine Erklärung: Wilhelm sei ja in großen Teilen der Arbeiterschaft (fälschlicherweise) als Reaktions- und Vertreter des Feudalismus angesehen worden. Gerade deswegen hätten viele Arbeiter Hitler jetzt nicht gewählt. Das habe dazu geführt, dass „die Wahlempfehlung des Kronprinzen vom April 1932 die NSDAP bei den weiteren Wahlen dieses Jahres auch zahlreiche Stimmen gekostet haben könnte – womöglich sogar mehr Stimmen, als sie ihm einbrachte“. Darauf muss man erst mal kommen.

Auch die Forderung Wilhelms an Groener, das Verbot von SA und SS aufzuheben, erklärt Pyta auf seine Weise: Wilhelm habe der NSDAP in Wirklichkeit schaden wollen, denn die weitere Finanzierung der teuren Parteiarmeen hätte die Partei ja in den Ruin getrieben. Auch das ist, sagen wir, überraschend.

Den zweiten Beleg für die „herausragende Rolle“ Wilhelms beim Versuch, Hitler zu verhindern, sieht Pyta in dessen Unterstützung Schleichers, der als Reichskanzler um die Jahreswende 1932/33 den Plan verfolgte, die NSDAP mit Hilfe des Parteifunktionärs Gregor Strasser zu spalten und mit den alten Rechtsparteien, Teilen der Gewerkschaften und der halben NS-Bewegung ohne Hitler die sogenannte „Querfront“ zu bilden. Die ist bekanntlich nach kurzer Zeit gescheitert, weil die Spaltung der NSDAP nicht gelang. Nur – welche Rolle spielte Wilhelm dabei? Pyta erhebt den „Kronprinzen“ in seiner Darstellung zum „unersetzbar“ Mitverschwörer Schleichers, weil er „über einen direkten Draht in das NSDAP-Hauptquartier verfügte und dort Informanten besaß, die ihn – und damit Schleicher – über absolut vertrauliche Interna innerhalb der NSDAP- und SA-Führung auf dem Laufenden hielten“ – in Person eines SA-Gruppenführers namens Ritter von Hörtauf.

Von diesem Mann und dessen bedeutender Stellung war in der Forschung, die diese Zusammenhänge bis in kleinste Verästelungen erforscht hat, bislang noch nicht die Rede. Allerdings wird auch nicht deutlich, welche bedeutenden Informationen dieser „Informant“ geliefert haben könnte. Bekannt wird hier nur, dass er dem „Kronprinzen“ mitteilte, dass Strasser keineswegs ein erledigter Mann sei – das konnte man so auch in der Presse lesen. Außerdem solle man dem begabten Strasser ein Regierungsamt geben. Aber diese Mitteilungen, so Pyta, seien auch so bisant gewesen, dass sie nur mündlich ausgetauscht worden seien.

Auf solche Indizien gestützt, kommt Pyta zu dem Schluss, dass Wilhelm bei Schleichers Querfront-Projekt eine bedeutende, womöglich entscheidende Rolle gespielt habe. Pytas Fazit: „Kronprinz Wilhelm hat dem NS-System keinen Vor-schub geleistet. In der politisch bewegten

Endphase der Weimarer Republik hat Kronprinz Wilhelm einen überaus aktiven Part bei der Verhinderung einer Kanzlerschaft Hitlers gespielt.“

Sieht man von der hier auf kuriose Weise konstruierten Rolle Wilhelms einmal ab, ist Schleichers Querfront durchaus als Versuch zu werten, eine Rechtsregierung mit den Nationalsozialisten, aber ohne Hitler zu etablieren. Die Vermutung, daraus wäre eine „kommode Diktatur“ geworden, ist allerdings reine Spekulation. Denn einen Revanchekrieg wollten die Frondeure der Rechten ebenso wie Hitler, und auch die Zerschlagung der Arbeiterbewegung, die Liquidation der Demokratie und eine scharf gegen die Juden gerichtete Politik. Welche Dynamik eine solche Politik annehmen konnte, war nach dem Januar 1933 zu besichtigen. Aber darüber könnte man immerhin diskutieren. Über die argumentativen Verrenkungen in Bezug auf Wilhelm hingegen wohl eher nicht.

Wer die insgesamt gut 350 Seiten starken Gutachten liest, erhält einen interessanten Einblick in die Endphase der Weimarer Republik (aber auch in das aktuelle deutsche Gutachterwesen und die Bereitschaft zur Lohnschreiberei). Was die späten Weimarer Jahre betrifft, so verstärkt sich das Bild der traditionellen Rechten, die die Demokratie abschaffen, aber nicht von den Nationalsozialisten ausgebootet werden wollte und alle Varianten einer antirepublikanischen Rechtsregierung mit und ohne Nazis durchspielte. Schließlich blieb ihr angesichts der drohenden Restabilisierung der Weimarer Republik nichts anderes mehr übrig, als Hitler zum Kanzler zu machen – wobei der Versuch seiner „Zähmung“ oder „Einrahmung“ innerhalb weniger Wochen zerbrach.

In diesen Kontext ist Wilhelm einzuordnen – als Thronprätendent mit einiger Ausstrahlung versehen, nicht ohne Einfluss auf Teile der Bevölkerung, insgesamt aber eher unpopulär, strikt und schon seit langer Zeit auf die Zerstörung der Republik ausgerichtet, mit den Nazis sympathisierend, sie aber auch fürchtend, weil sie seine eigenen Machtambitionen zu blockieren drohten. Der geradezu verzweifelte Versuch Pytas, Wilhelm als einen Mann zu zeichnen, der davon getrieben war, Hitler zu verhindern, ist eher skurril als überzeugend.

Aber war der „Kronprinz“ eine wichtige Figur in dem Ränkespiel, das Hitler schließlich an die Macht brachte? Hat er dem Nationalsozialismus „Vorschub geleistet“? Ja – gewiss nicht weniger, aber wohl auch nicht mehr als all die anderen hochrangigen Vertreter der vaterländischen Verbände, der deutschnationalen Parteien, der Clubs und „Ringe“ der rechtsradikalen Intellektuellen, der Großagrarien und der Großindustrie, die die Republik zerstören und das neue Reich der Rechten aufbauen wollten, ohne Parlament, ohne Gewerkschaften und ohne Juden – allerdings unter der Voraussetzung, dass sie selbst dabei irgendeine wichtige Rolle spielen durften. Aber wenn selbst die es nicht waren, die „Vorschub leisteten“, dann war es eben keiner. Wie gehabt.

**Ulrich Herbert** ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Freiburg. Seine Bücher zur Geschichte des Dritten Reiches und zur Deutschen Geschichte im zwanzigsten Jahrhundert sind historische Standardwerke.

Blutrote Farbe trieft von einer Keilform herab, die zugleich den Buchstaben A und eine Speerspitze suggeriert. Unter wütenden Bleistiftstrichen sind in der unverwechselbaren Schrift Cy Twomblys die Worte „The Vengeance of Achilles“ auszuma-chen. Der Künstler hat die drei Meter hohe Leinwand mit dem unbändigen Zorn aufgeladen, von dem der mythische Held beim Tod seines geliebten Patroklos übermannt wird. Vor dem Gemälde sind drei der vierzig Skulpturen aus der monumentalen skulpturalen Nacherzählung der „Ilias“ aufgestellt, die Anthony Caro zu Beginn der neunziger Jahre aus groben Tonklumpen, Holzbrocken und geborgenen Metallstücken komponierte. Sein „Trojanischer Krieg“ habe eher mit der in den Jahren seiner Arbeit an dieser Installation in Bosnien zu erlebenden Brutalität zu tun als mit den homerischen Helden, „die wir angeblich bewundern sollen“, fand Caro, und stellte sich damit in die endlose Reihe der Künstler vieler Gattungen, die seit drei Jahrtausenden aktuelle Relevanz in den vor allem auf den Epen von Homer und Vergil basierenden Geschichten über den Trojanischen Krieg sahen.

Bis heute ist nicht geklärt, ob das Troja oder Ilios Homers überhaupt existiert hat, und wo der genaue Standort liegt. Zwar stimmen die meisten Forscher inzwischen überein, dass er sich auf dem Hügel von Hissarlik an der Nordwestecke Anatoliens befindet, wo Heinrich Schliemann, der kräftig an seiner eigenen Legende strickte, 1873 glaubte, den Schatz des Priamos entdeckt zu haben, jenem Platz, von dem Lord Byron einige Jahrzehnte zuvor geschrieben hatte, er sei „wie gemacht für blut'ge Dramen“.

Fragen um den realen Hintergrund der homerischen Epen können allerdings immer noch Akademikerstreite von verblüffender Heftigkeit entfachen, die wie das Nachleben Trojas in Wort, Bild und Klang von der ungebrochenen Faszination des Stoffes zeugen. Um diese zu veranschaulichen, beginnt das British Museum in der großen Ausstellung „Troy: myth and reality“ seine Spurensuche zwischen Legende und Tatsache denn auch in der Gegenwart mit den künstlerischen Interpretationen von Twombly und Caro.

In diesem einleitenden, mit pfeifenden Windgeräuschen bespielten Raum spannen drei Tongefäße den Bogen zur Antike. Auf der schwarzfigurigen Amphore aus dem British Museum fängt der attische Vasenmaler Exekias den Moment ein, in dem sich Achill beim Töten Penthesileas in sie verliebt, eine der unzähligen Beispiele für die visuelle Umsetzung der oft ins Extreme getriebenen Wandlungen des Gefühls, welche Grundbedingungen des Menschseins kennzeichnen und den Sagen Gültigkeit verleihen. Daneben zwei verkohlte Töpfe der frühen Bronzezeit aus dem Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte, die Schliemann in Troja ausgegraben hat. Ihre Brandspuren stammen nicht von den Verwüstungen des antiken Trojas, sondern von einem alliierten Bombenangriff im Früh-



„Helenas Tränen“,  
von Edward Burne-Jones.  
Foto Museum

## Was weiß der Dänenfürst von Achill?

Eine große Ausstellung im British Museum sucht die Spuren Trojas mit Hilfe der Archäologie und der Kunst / Von Gina Thomas, London

jahr 1945. Sie führen die in der Ausstellung leitmotivisch wiederkehrenden Darstellungen von der Sinnlosigkeit des Krieges ein, die von dem erbitterten mythischen Kampf um Troja inspiriert werden.

In dem ersten von drei Abschnitten der Schau werden die Schlüsselmomente der trojanischen Sage, wie sie in den Dichtungen überliefert ist, anhand von antiken Artefakten erzählt, deren Herkunft dokumentiert, wie früh und wie weit diese durch die Entführung der schönen Helena ausgelöste Kette von Vorgängen verbreitet war. Ein Relief im graeco-buddhistischen Stil belegt, dass die Geschichte vom Trojanischen Pferd in Gand-

hara, dem heutigen Pakistan, bereits im zweiten nachchristlichen Jahrhundert geläufig war. Die Attrappe wird auf Rädern in die Stadt gefahren, während Cassandra, deren Warnungen niemand hören will, die Arme verzweifelt ausstreckt. Auf zwei prachtvoll signierten römischen Silberbechern, die 1920 in dem Fürstengrab von Hoby auf der dänischen Insel Lolland gefunden wurden, sind Szenen aus der Ilias im Relief abgebildet, woraus zu erkennen ist, dass die trojanischen Sagen durch Importe aus Italien bereits im ersten Jahrhundert nach Christus auch den Norden Europas erreicht hatten, obgleich unklar ist, wer sich dort überhaupt

einen Reim darauf machen konnte. Der tönernen Nestorbecher aus Ischia wäre nicht weiter bemerkenswert, wenn der Spruch auf dem zerbrochenen Gefäß aus dem achten Jahrhundert vor Christi, eines der frühesten Beispiele griechischer Schrift überhaupt, nicht bezeugte, dass die Bewohner der griechischen Siedlung auf der Insel mit den homerischen Sagen dahingehend vertraut gewesen sein dürften – in einem Maß, dass sie auch eine humorvolle Anspielung auf den goldenen Trinkbecher des greisen mythischen Königs verstehen konnten, für den dieser Becher zu schwer war.

Die Lesbarkeit der Szenen wird, wie schon vor einem Jahr in der Ausstellung über den assyrischen König Assurbanipal, durch digitale Technik erleichtert. In den verschiedenen Darstellungen ein und derselben Episode, wie der Verschiffung Helenas nach Troja oder Odysseus' Widerstand gegen die Verlockungen des Sirenenengesanges, kommen die individuellen Künstlerpersönlichkeiten, aber auch mögliche Variationen aufgrund des jeweiligen kulturellen Umfeldes zur Geltung.

In der Mitte der Ausstellung, an der Achse zwischen den antiken und den nachantiken Deutungen des Troja-Mythos, stoßen Dichtung und Wahrheit in einer vorbildlichen Darstellung der Ausgrabungsgeschichte Trojas aufeinander. Der Knotenpunkt ist der Schneise nachempfunden, die Schliemann durch den Hissarlik-Hügel geschlagen hat – in der von Wunschenken getriebenen Hast, zu beweisen, dass Homers Epen auf tatsächlichen Begebenheiten fußen, die sich hier abgespielt hätten. In den Vitrinen verzeichnen diskrete Linien die neun Schichten der verschiedenen Siedlungen auf dem im sechsten nachchristlichen Jahrhundert von Bewohnern verlassenen Terrain. Die Funde werden je nach Datierung den passenden Schichten zugeteilt und das in einem geschickten Display, das dem Besucher die Perspektive eines die bauchigen Tongefäße aus der Erde hebenden Archäologen gibt.

Im letzten, am wenigsten gelungenen Abschnitt, der im Katalog besser erklärt wird als in der Ausstellung selbst, wird das Nachleben Trojas behandelt. Die von christlichen Werten geprägten trojanischen Ritterromane des Mittelalters münden in den Versuchen der Renaissance und späterer Epochen, Anciennität durch die Andichtung einer trojanischen Herkunft nachzuweisen. Romantische klassizistische Vorstellungen der Antike weichen schmolldenen präraffaelitischen Phantasien des von Helena verkörperten Frauenideals, das auch in der Adaption der Mythen durch Hollywood und überhaupt in der populären Kultur Niederschlag finden.

Die Verschmelzung der trojanischen Epen mit den historischen Erfahrungen postkolonialer Länder bestätigt, dass sich jede Epoche und jede Kultur die antike Vorlage deutet, um die eigene Identität zu bekräftigen. Im Troja der Imagination erkennen sich alle wieder.

**Troy: myth and reality.** British Museum, London; bis 8. März. Der ausgezeichnete Katalog kostet im Museum zwanzig Pfund.

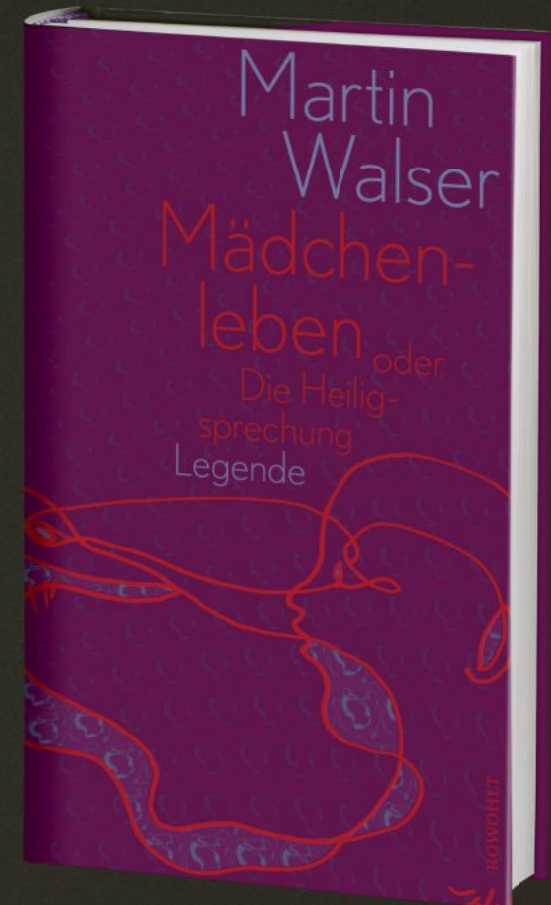
Über ein Mädchen, das wie kein anderes ist – ein schwebendes, klungsames Alterswerk, das seine Rätsel bewahrt.

Das neue Buch von Martin Walser.

«Mädchenleben» erzählt in unverwechselbar kraftvollen Walser-Sätzen von Sirte Zürn, die ihren eigenen Weg geht, jede Konvention mit Lust missachtet und gerade deshalb alle in ihren Bann zieht.» *Focus*

«Die Liebe ist es, die seinen Stoff belebt. (...) Das Heilige, die Ehe, ein Mädchen, ein anmutiger Hals, ein Martyrium, Albernnes, Absurdes und Erhabenstes, alles ist da.»

Frankfurter Allgemeine Zeitung



ROWOHLT

rowohlt.de

© P. Matsas/Quale/Leemage/lat